Paed. Pr.
3939
-2-
Fiche

Erzählungen

für

Kinder

und

Kinderfreunde.

Von

Th. Nelk.

Zweites Bändchen.

Landshut, 1835.
Verlag von G. J. Manz.
(Krüll'sche Universitätsbuchhandlung.)

Paed. Pr. 3939 (2.

Fiche

Sige

Erzählungen

für

Kinder

und

Kinderfreunde.

Von

Th. Nelk. [d. i. Alois Adalbert Waibel]

Zweites Bändchen.

Landshut, 1834.
Verlag von G. J. Manz.
(Krüll'sche Universitätsbuchhandlung.)

A/50/284

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Inhalt.

Das Kind.
Der Wartende.
Der Stein.
Der Traum.

Das Kind.

Was ich hier erzähle, und nur ausmalend darstelle, ist eine wahre Geschichte und unläugbar. Berault-Berkastel hat sie in seiner Geschichte der Kirche, im sechsten Bande, Seite 217, nach der deutschen Uebersetzung.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

In der großen Kaiserstadt, welche mit dem alten Rom wetteiferte, und die vom großen Kaiser Konstantin den Namen Konstantinopel hat, weil er ihr Gründer war, hatte ein Jude bei seiner Wohnung eine Glashütte. Ajom hieß sein Name. Unedel war sein Herz, und es öffnete sich nicht dem holden Lichte, das Gottes Huld in die unsterblichen Seelen strahlet. Aber Rachel, seine Gattin, war eines guten Herzens. Alle Christinnen, die in der Strasse wohnten, und

sie näher kannten, bedauerten nur, daß sie Den zu kennen nicht das Glück hatte, der die Erwartung der Welt gewesen war.

Heute aber lief Rachel jammernd auf und ab in der großen herrlichen Straße, und suchte ihr liebes Kind. Es hieß Benjamin und glich so ganz der Mutter; im Gemüthe glich es ihr und im Angesichte. Doch ihren suchenden Mutterblicken erschien das liebenswürdige Knäblein nicht. Sie suchte es in allen Häusern der Nachbarschaft, und Niemand konnte ihr vom Kinde auch nur ein Wort sagen. Da war es ihr denn, als vergingen ihr der Himmel und die Erde. Es pochte ihr das Herz, und es zitterten ihr alle Glieder. Sie eilte immer wieder zurück in ihr Haus, um in allen Winkeln und selbst in der Glashütte zu sehen, ob der kleine Benjamin nicht etwa wieder heimgekom-

men sey, oder ob nicht etwa ein guter Mensch das verirrte Kind an der Hand heimgeführt habe. Und allemal war dieser Funke von Hoffnung vergebens. Da schien ihr denn ihr Haus keine Heimath mehr zu seyn, und sie erfüllte es mit einem Jammer, der die Steine hätte erweichen mögen. Aber Ajoms Herz wurde nicht erweichet vom Jammer der Gattin; und fragte sie ihn hundertmal wieder, ob er denn gar nicht wisse, wo Benjamin seyn möge, oder wie das Kind aus dem Hause gekommen sey, so starrte sein wildes Auge auf den Boden hin, und sein Angesicht wurde bald blaß, bald glühendroth. Mit Ingrimm stand er da, und stampfte mit dem Fuße. Sie konnte, wann sie auch noch so bestimmt fragte, kein Wort aus ihm bringen, als Verfluchungen der Christen. Nur sagte er ein Paarmal mit polternder Stimme: „Bei uns kannst du ihn nirgends fin-

den!" Und dabei sah er Rachel nicht einmal an. So hatte sie ihn nie gesehen, obgleich sie seine stürmische Gemüthsart schon oft erfahren hatte. Alles war ihr unerklärbar, und Kummer und Bestürzung überwältigten ihre Seele mit jedem Augenblicke noch mehr.

Endlich kam die Nacht heran. So unwillkommen war ihr das Dunkel der Nacht noch nie gewesen, weil es sie hinderte, das Kind zu suchen. Jammernd ging sie zum Bettchen des Kindes, und rief: „Ach, mein lieber Benjamin, so bist du denn gestern das Letztemal in dies Bettlein gestiegen! Jetzt kann ich dir den Mutterkuß nimmer geben, und nimmer meine Hand auf dein zart- und blondlockiges Köpflein legen, und so über dich den Segen des Allmächtigen, des Vaters Abrahams, Isaaks und Jakobs herabflehen. Ach, wo ist etwa mein Benjamin? Wie wird er um mich wei-

nen! Wie wird er seine Aermlein nach mir ausstrecken! Oder hat das liebe Kind etwa irgend in einem Wasser sein Grab gefunden? Oder hat es mir ein böser Mensch getödtet? Aber wer sollte solches gethan haben? Mein Gott, wo ist doch mein Kind? Wenn es noch lebet, so sey doch Du in dieser grauenvollen Nacht sein Schützer!" —

So bethete und jammerte sie noch lange fort, und senkte das Angesicht in das Bettchen des Kindes, und es ward von ihren Thränen fast ganz naß. Endlich erlag sie der Müdigkeit, und legte sich zu Bette, nicht um zu ruhen, sondern die ganze übrige Nacht zu weinen und zu seufzen. So fliegen endlich die Eltern eines geraubten jungen Vögelchens nach langem Suchen und nach großen Klagen verzagend in das öde Nestlein zurück und überlassen sich der düstern Trauer. Nur hatte Rachel nicht

den Trost, daß Ajom mit ihr getrauert hätte, wie ein Vater trauert. Und wie die Eltern des geraubten jungen Vögelchens bei erster Dämmerung nimmer im Nestlein verweilen können, sondern eilen, ihr Geliebtes zu suchen, so war Rachel, ehe es recht dämmerte, schon wieder auf den Straßen der Stadt, und suchte den Benjamin.

Das Hündlein des Hauses hatte schon gestern um Benjamin großes Leidwesen gehabt. Benjamin hatte es so lieb, und sie beide schienen vertraute Jugendfreunde zu seyn. Es war nun heute mit Rachel fortgegangen, und suchte mit ihr den Liebling, und spürte emsig, springend durch die Straßen auf und ab und hin und wieder. Oft, wenn sich bei der Dämmerung ferne etwas regte, glaubte Rachel, es könnte Benjamin seyn, und rief ihm dann zu: „Benjamin, mein lieber Benjamin, bleib doch stehen, ich

deine Mutter, eile dir zu.“ Und sie lief aus allen Kräften, und sank dann fast wieder in Ohnmacht, sobald sie der Täuschung gewahr wurde.

Als bei erster Helle des Tages in der frischen Kühlung des Frühlingsmorgens sich das schwere Gewölk, das gestern Abends sich gethürmt, und die Nacht hindurch in schweren Regen sich ergossen hatte, am Himmel verzogen hatte, sagte Rachel bei sich selbst: „Vielleicht giebt mir der Gott unsrer Väter heute einen schönen Tag durch das Glück, meinen Benjamin zu finden. O, sein Angesicht würde mich mehr entzücken, als die Morgensonne im Golde ihrer Strahlen!“

Wie die Jungfrauen aus den nahen ländlichen Dörfern herein kamen, um auf dem Markte kleine Lebensmittel zu verkaufen, und einherwandelten so frisch und heiter, wie die Natur im

Frühling; fragte Rachel bald diese, bald jene, bald viele zugleich, ob sie auf den Wegen kein verirrtes Kind gesehen hätten; sie beschrieb es ihnen so genau, wie nur die Liebe beschreiben kann. Und die Jungfrauen wurden bis zu Thränen gerührt ob dem Jammer der Mutter. Eine jede versprach ihr, sie wolle auf dem Heimwege überall um das Kind nachfragen.

Immer höher stieg die Sonne, aber auch mit jedem Augenblicke stieg die Verzweiflung der Mutter. „Ach, sagte sie, am helllichten Tage ist für mich die finsterste Nacht, da ich meinen Benjamin nicht sehen kann!“

An der Ecke einer Straße begegnete sie einer Jüdin, die ihre alte Bekannte war. Sie hieß Judith. Die hatte auch ein gutes Herz, war aber sehr abergläubisch. Die gute Frau zerfloß in Thränen, als sie all den Jammer

der Rachel sah. Endlich sagte sie: „Meine theure Rachel, wie ist es denn aber hergegangen mit deinem Kinde, daß es verloren ging? Vielleicht steckt etwas Wunderbares dahinter. Mäßige jetzt deinen Jammer ein wenig, und erzähle mir alles umständlich, ob vorher mit deinem Kinde nichts Besonderes geschehen sey.“ Da hielt Rachel ihr Schluchzen inne, so gut sie konnte, und fing an, also zu erzählen: „In der Nachbarschaft sind Christenkinder, zu denen ich den Benjamin immer gern hingehen ließ, weil sie gar fromm und eingezogen sind; ich glaubte, er höre von ihnen gewiß kein unanständiges Wort, und sehe von ihnen im Geringsten nichts Ungebührliches. Die Kinder haben auch die schöne Tugend an sich, daß sie ihn nie als ein Judenkind verhöhnten. Bei diesen Kindern fand sich mein Benjamin, ich weiß nicht, durch was für ein Mißgeschick,

so eben ein, als man sie aus der Schule kommen ließ, um ihnen in der Kirche jene Brod-Partikeln zu genießen zu geben, welche übrig geblieben waren. Du wirst wohl selbst öfters gehört haben, daß es dahier bei den Christen so Gebrauch ist, wenn die Erwachsenen das gehalten haben, was sie das heilige Abendmahl oder die Kommunion heissen, so lassen ihre Priester die unschuldigen Kinder aus den kleinen Schulen holen, und geben ihnen die noch übrigen Stücklein von Brod zum Genusse hin. *) Sie sagen halt, es sey unter dem Brode, das sie da austheilen, der Leib Jesu Christi, den unsre Väter gekreuziget haben; ich habe gar gehöret, sie sagen, es sey kein Brod mehr, sondern nur die Gestalt des Brodes. Das ist frei-

*) Dieser Gebrauch dauerte bis in das vierzehnte Jahrhundert.

lich ein wunderlicher Aberglaube; aber schaden kann er den Leuten ja doch nicht. Mein Benjamin ging mit den Kindern aus argloser Anhänglichkeit an sie nun auch hin in die Kirche der Christen, verlor sich unter einer Menge anderer Kinder, die auch daher kamen aus den kleinen Schulen, und die ihn nicht kannten; und man gab ihm auch von jenen Partikeln zu essen. Das Kind kam später nach Hause, als sonst; da fragten ihn der Vater und ich, wo er sich denn so verspätet habe: und er erzählte alles, und sein Angesicht schien mir dabei besonders fröhlich und anmuthig zu seyn. Ich hätte mir nichts daraus gemacht, weil ich den Christen unmöglich böse seyn kann, da sie eine so große herzliche Menschenliebe haben; und alle ihre Aberglauben sind ja unschuldig. Ich mußte wohl gar lächeln, und sagte im Scherze zum Kinde: „Mein Benjamin, du wirst

heilig noch ein Christ, weil du heute Das gegessen hast, was die Christen ihr Allerheiligstes nennen.“ Aber mein Mann, der in seinem Herzen die Christen grimmig hasset, gerieth über den Vorfall alsbald völlig in Wuth. Er that so fürchterlich, als wäre ein böser Geist in ihn gefahren. Er band das Kind wie einen Missethäter. Da ging mir ein Stich in's Herz. Indessen that er dem Kinde übrigens nichts; und weil ich wußte, wie lieb er es sonst hatte, ließ ich es gut seyn, und dachte mir, die Wuth werde sich bald legen. Ich hatte bei einer Nachbarin eilig ein Geschäft zu verrichten, und ging auf ein Stündlein fort. Schnell eilte ich dann wieder heim, und sieh, das Kind war nimmer zu sehen. Ach, gewiß konnte unser Erzvater Jakob nicht heftiger erschrecken, da er Josephs blutigen Rock

sah, als ich erschrack, da ich den Benjamin nimmer fand." —

Da konnte aber Rachel das Schluchzen nimmer innehalten, und sie wollte davon eilen, das Kind zu suchen. Aber Judith hielt sie noch auf ein Paar Augenblicke auf, um ihre Meinung zu sagen. Sie sprach: „Meine theure Rachel, wenn das Kind wegen des Aberglaubens der Christen, an dem es Theil genommen hat, nur nicht verzaubert worden ist! Da steckt nichts Natürliches dahinter!" Sie wollte ihr ein Paar abergläubische Räthe geben. Aber Rachel war zu vernünftig, ihr so etwas zu glauben, und ließ sich nun nimmer aufhalten.

Allein, sie suchte den ganzen Tag vergeblich. Die ganze Stadt nahm Theil an dem Jammer der Mutter. Alles schien in Bewegung zu gerathen, ihr das Kind suchen zu helfen. Aber

es ward nicht gefunden, und man konnte sie nicht trösten.

Und so war es den nächsten Tag wieder. Fast alle Freunde stellten endlich am dritten Tage der immer suchenden Mutter vor, sie solle nun aufhören zu suchen, und durch die Anstrengung ihrer fast erschöpften Kräfte und durch die Heftigkeit ihres Jammers nicht auch noch ihr eigenes Leben verlieren; allein, die Mutterliebe ließ sich nicht zur Ruhe bringen.

Am vierten Tage verzweifelte Rachel endlich doch selbst, je wieder ihren Benjamin zu finden. Sie dachte, und sagte bei sich selbst: „Wenn ich heute wieder, so wie jetzt durch drei Tage, in der ganzen Stadt umherlaufe, so müssen mich alle Leute für wahnsinnig halten. Heute will ich also zu Haus bleiben, und da im Stillen sterben in meinem Jammer. Vielleicht ist Benjamin schon

in Abrahams Schooße; o, mein Gott, nimm auch die unglückliche Mutter hin zum Kinde! Oder soll ich auch hinaus auf's Land? Haben mir aber doch gestern Morgens alle Jungfrauen, die vom Lande herein auf den Markt gekommen sind, so treuherzig versichert, sie haben so fleißig um mein Kind nachgefragt, und gar nichts erfahren können. Daß sie fleißig nachfragten, davon sind mir ihre Thränen Bürge, mit denen sie mir's sagten. Was für gute Leute sind doch die Christen! O mein Gott, Du weißt, wo mein Benjamin ist. Ist er noch auf Erde, so führe ihn in meine Arme; laß mein Auge, ehe ich zu den Vätern gehe, sein Angesicht sehen." So sprach sie, vergaß sich aber vor Herzeleid bald wieder, lief im Hause auf und nieder, und da sie ihres Herzens nimmer mächtig war, schrie sie aus allen Kräften:

„Ach, mein Benjamin! wo bist? wo bist du?"

Auch zur Glashütte lief sie. Da war die Thür verschlossen. Aber selbst da rief sie laut: „Ach, mein Benjamin, wo bist? wo bist du?" — Und es ertönte die süße Stimme: „O, Mutter, da herinn mitten im Feuerofen bin ich!" Entsetzen und Entzücken und Schrecken der Freude und der Furcht wogten in Rachels Seele. „Mein Gott, sagte sie, mit bebenden Lippen, es ist ja wirklich Benjamins Stimme? Oder bilde ich mir's etwa nur ein? Bin ich denn wahnsinnig?" Und wieder ertönte die süße Stimme: „Da herinn mitten im Feuerofen bin ich; o Mutter komm, und hole mich heraus!" Mit aller Kraft, welche die Mutterliebe gab, sprengte sie die Thür ein. Und sieh, jetzt sah sie das Knäblein mitten in den Flammen blühend, hold, fröhlich und unberührt von

jeglichem Funken da stehen. Und es hatte keinen Wunsch, als nach den Armen der Mutter. Unbeschreiblich ist es, was Rachel da in ihrem Herzen fühlte. In ihr erblaßtes eingefallenes Angesicht trat eine Freude, die es fast heller und lebhafter machte, als die Flammen waren, in denen das Kind so hold da stand. Sie flog in Entzückung zum Feuerofen hin, und das Kind streckte nach ihr die zarten Aermlein aus, und sie hob es heraus von den leckenden Flammen. Es war ihm so frisch, als hätte es im Morgenthaue des Maies gelustwandelt. Und der Mutter war Benjamin, als sie ihn in den Armen wieder hatte, holder als eine Rose, die sie gepflückt hätte im Thaue eines herrlichen Morgens am blendenden Glanze der aufgehenden Sonne. Mit Benjamin im Arme kniete sie nieder, blickte gen Himmel, und bethete, zerfließend in Wonnethränen: „O Gott

Abrahams, jetzt ist mir, wie es dem Abraham war, als dein Engel in dem Augenblicke, da er auf deinen Befehl Dir seinen Sohn zum Opfer schlachten wollte, zurief: er solle ihm nichts thun. Du gabst mir den Benjamin wieder. Und durch ein Wunder gabst Du ihn mir wieder, und zwar durch ein Wunder, welches so groß ist, als jenes Wunder war, wo Daniel und seine zwei Gefährten im flammenden Feuerofen durch deine Allmacht erhalten wurden. O, wunderbarer Gott, auch in diesen unsern Feuerofen stieg dein Engel herab; auch meinem Kinde ließest Du mitten im flammenden Ofen kühlen Wind wehen, wie wenn der Thau fällt. Das Feuer rührte meinen Benjamin nicht an, beschädigte ihn nicht, und fiel ihm nicht beschwerlich." *)

---

*) Vergleich Daniel 3, 49. 50.

„O, mein Benjamin!“ sagte sie vor Freude ausser sich jetzt zum Kinde, ich und du wollen da vor dem Feuerofen wie Daniel und seine zwei Gefährten im Feuerofen zu Gott gesagt haben, auch zu Gott sagen: „Herr, Gott un„serer Väter, sei gepriesen! Du bist „lobwürdig, herrlich, und in Ewigkeit „überaus erhaben! Der heilige Name „deiner Herrlichkeit ist gepriesen und „hocherhaben in alle Ewigkeit.“ *)

Erst jetzt ließen das Erstaunen und die Freudenschrecken endlich der Rachel Zeit, das Kind zu fragen, wie es denn in den Ofen gekommen wäre. Aber wie erstarrten ihr die Seele und alle Glieder, als das Kind ihr antwortete und sprach: „Der Vater hat mich hineingeworfen! Mutter, gleich dort nach dem Essen, wo du weggegangen, hat er das

---

*) Daniel 3, 52.

gethan. Aber eine Frau, die ein purpurnes Kleid hatte, begoß um mich herum oft das Feuer mit Wasser, und wann mich hungerte, gab sie mir zu essen. Diese Frau war wohl viel feiner als der Vater." Ganz erfüllt von Entsetzen ob solcher Missethat des Vaters, eilte die Mutter mit dem Kinde zu einem Christen, der ein ansehnlicher Mann war, und erzählte ihm und seiner ganzen Familie das Wunder. Da war groß der Jubel im Hause. Besonders freuten sich die Kinder; sie schauten den Benjamin mit großen Augen an, als wäre er aus einer andern Welt. Man erzählte das Geschehene sogleich einigen Nachbarn; und bald strömten von allen Straßen unzählige Menschen herbei, um das gerettete Kind zu sehen. Alle fragten es selbst, wie es denn doch sey gerettet worden, und allen gab es die nämliche Antwort, und sprach zu jedem Fragen-

den: „Eine Frau, die ein purpurnes Kleid anhatte, begoß um mich her oft das Feuer mit Wasser; und wann mich hungerte, gab sie mir zu essen.“ So antwortete denn allemal das Kind, und sein Angesicht glänzte vor Freude an jener Frau, als sähe es dieselbe noch mit Augen. Die ganze Stadt pries die Allmacht unsers Herrn und Gottes Jesus Christus, daß Er sein hochheiligstes Sakrament der unendlichen Liebe durch ein so unläugbares Wunder verherrlichet hat. Man überhäufte auch die Mutter mit Bezeigungen der lebhaftesten Freude, daß der Gott ihrer Väter sie so habe trösten wollen. Jeglicher Christ wurde von neuer Ehrfurcht gegen das allerheiligste Sakrament erfüllt, und lebendiger wurde an diesem Tage der Glaube an dieß wunderbare Geheimniß.

Aber auch Rachel erkannte jetzt, Jesus von Nazareth sey es, auf den

Abraham, Isaak und Jakob, und die Propheten, und die frommen Israeliten geharrt hätten. Und es ging in ihrer Seele das Licht der Gnade auf, und sie glaubte an Jesus Christus, und glaubte von ganzem Herzen. Da war ihr im Geiste die Freude des Glaubens noch wonniger, als die Mutterfreude über das gerettete Kind. Sie vergoß vor allen süße Thränen der heiligen Glaubensfreude.

Sobald sie ein Paar Augenblicke allein seyn konnte, kniete sie nieder vor dem ewigen Gott, und es brach ihr Herz, das von himmlischen Gefühlen ganz voll war, in diese Worte aus: „O mein Gott, was hast Du an deiner niedrigen Magd gethan! Wahrhaftig, Du bist der große Gott, der tödten kann, und wieder lebendig machen. Bitterer, als der Tod, war mir der Verlust des Kindes, und seine wunderbare

Rettung ist mir jetzt süßer, als das Leben. Und Du hast mir in der Größe und Menge deiner überschwenglichen Erbarmungen nicht nur meinen Sohn wieder geschenkt, sondern mich auch deinen eignen ewigen wahren Sohn erkennen lassen. O, mein Jesus, wie will ich Dich lieben! Das Kind und die Mutter sollen jetzt ganz Dein seyn."

Wirklich wurde Rachel getauft, sobald man sie im christlichen Glauben unterrichtet hatte. Das war auch der Wunsch des Kaisers, der sich aus ganzer Seele über diese wunderbare Geschichte erfreute. Auch Benjamin wurde getauft, wie es ebenfalls der Wunsch des Kaisers war. Der Kleine erschien dabei voll des kindlichsten Glaubens an Jesus Christus, und immer war ihm jene Frau mit dem schönen Purpurkleide in dem Sinne. Vorzüglich für die Christenkinder war Benjamins Taufe ein rech-

tes Freudenfest. Ganz besonders erzeigten jene christlichen Kinder, bei denen er einst so gern sich unterhalten hatte, ihre Freude hierüber, und sie konnten sich von Benjamin nimmer genug erzählen.

Damals regierte die Kirche zu Konstantinopel der Patriarch Mennas, den die Kirche Jesu unter ihre Heiligen zählt. Dieser Diener Gottes erfreute sich überaus, daß der Herr in seinen Tagen, in denen böse Menschen viele Unruhe unter der Heerde Jesu verursachten, solches gethan habe.

Nach dem Wunsche des Kaisers wurde Benjamin dem geistlichen Stande gewidmet, und unter jene Geistlichen gegeben, die eines niederern Ranges sind und Lectores heissen. Auch Rachel wurde, ebenfalls nach dem Wunsche des Kaisers, einem Stande gewidmet, in dem sie Gott und den Gliedern der Kirche auf besondere Weise diente, wie an-

dere gottselige Frauen, die man damals Diakonissinnen nannte.

Benjamin und Rachel hatten nur noch Einen Wunsch auf Erde, und der war, daß auch Ajom Jesum Christum erkennen möchte. Und das wünschten alle Christen der Stadt recht herzlich. Das ging der vollen Freude noch ab. Alles wurde versucht, ihn zur Reue über seine Missethat zu bringen, und ihm nach und nach den heiligen Glauben einzuflößen. Allein, Ajom blieb verhärtet. Sein Haß gegen die Christen ließ sein Herz zu keinen sanften Gefühlen kommen. Was man ihm von dem geschehenen Wunder auch immer vorstellen mochte, so sah er mit starrem Blicke und mit gerunzelter glühender Stirn auf den Boden hin, und verwünschte die Zauberei der Christen, der er es zuschrieb, daß sein Kind nicht verbrannt ist im Feuerofen. Sein Angesicht war wie das An=

gesicht des Kain, als er Abel getödtet hatte, und sein Herz schien ein Feuerofen voll Flammen höllischer Wuth zu seyn. Er rasete, verwünschte Christum, Rachel und Benjamin.

Der Kaiser ward endlich seiner Hartnäckigkeit müde, und befahl, man soll ihn als einen Kindermörder spießen. Und Tausende sahen ihn gespießt in furchtbaren Zuckungen hinsterben im Hasse gegen Den, der Sich aus unendlicher Liebe auf unsern Altären als das Brod des Lebens zum Genusse hingiebt. Und die ganze gläubige Stadt entsetzte sich ob der schrecklichen Blindheit, und wie ein Herz sich verhärten könne, das der innerlichen Gnade des übernatürlichen Glaubens widersteht.

Der Wartende.

Was ich hier mit einiger Ausmalung erzähle, hat mir ein Freund erzählet, der den „Wartenden" sehr gut kannte und viel Umgang mit ihm hatte.

In einem hohen Gebirge liegt ein freundliches Thal, dessen Bewohner zwar sparsam leben müssen, weil sie der Erde nur wenig abgewinnen können: aber sie sind so munter und selig in blühender Gesundheit, wie man bei keiner schwelgenden Lebensart seyn kann. Durch lange Jahre priesen sie sich auch darum überaus glücklich, daß sie einen Pfarrer hatten, dessen Weisheit und Frömmigkeit man weithin rühmte. Sogar öffentliche Lehrer besuchten ihn im abge-

legenen Thale, um von seiner Weisheit zu gewinnen. Er betrieb in seiner Gemeinde ganz besonders den recht oftmaligen Empfang der heiligen Sakramente, und vorzüglich dadurch gelang es ihm, in ihr schöne Blüthen und reichliche Früchte der Tugend zu sehen. Schon früh gewöhnte er die Jugend an, recht oft zur heiligen Beichte und Kommunion zu gehen: er sagte immer, wer sich nicht sehr früh daran gewöhnet, könne später kaum mehr zu dieser so heilsamen Gewohnheit gebracht werden. Dabei hatte er aber die Freude, daß die Jugend seiner Pfarrei ein Muster war.

Unter seinen frommen Pfarrkindern zeichnete sich besonders Michelina, ein Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren aus. Wer sie kannte, mußte ihre Tugend bewundern. Sie war von ihren zartesten Jahren an die Freude des Pfarrers gewesen. Allein, in diesem Leben

ist keine Unschuld und keine Tugend sicher. Michelina war in ihrer Tugend gemüthlich, und weil sie edle Naturgaben hatte, kam sie sie leicht an, und so wurde sie allmählig in jene gefährliche eingebildete Sicherheit eingewieget, von der es kam, daß sie nun nimmer so eifrig und inständig zu Gott um die Gnade der Beharrlichkeit bethete, und ihre Sinne und ihr Herz nimmer so bewachte wie zuvor. Man konnte es endlich wohl gar merken, daß sie nicht mehr so fromm sey. Schon ging sie nimmer jeden Sonntag zur heiligen Beicht und zur heiligen Kommunion. Zum Pfarrer selbst, an dem sie bisher mit der kindlichsten Liebe hing, wollte sie nimmer beichten gehen: er war ihr allzu genau. Allerletzt fing sie gar eine sinnliche Bekanntschaft an, und ihre Geberden und ihre Reden verriethen, sie sey nimmer die edle Michelina. Es hieß schon in

der ganzen Pfarre; sie sey kaum mehr das Muster für junge Leute. Ihre Mutter klagte es dem Pfarrer mit bittern Zähren. Und er hörte es auch sonst von vielen Leuten im Dorfe. Indessen ließ er es nicht merken, daß die Aenderung des so tugendhaften Mädchens seinem beobachtenden Auge schon früher nicht entgangen war. Ihrer Mutter gab er wohl manche kluge Weisung, verbot ihr aber, der Michelina zu sagen, der Pfarrer wisse etwas von der Sache.

Inzwischen bethete er oft und inbrünstig zu Gott für sie, und schwieg Immer wartete er auf eine recht gute Gelegenheit, ihr Herz wieder zu ihrem ersten Tugendeifer zurück zu führen. Ueberhaupt war es so seine Art, daß er gern die guten Augenblicke abwartete.

Der Michelina war es auch gar lieb, daß sie sich schmeicheln konnte, der Pfarrer verachte sie noch nicht; denn vie-

les lag ihr an seiner Gewogenheit, weil sie ihre kindliche Liebe zu ihm bei allem Leichtsinne nicht ganz verlieren konnte.

Eine kleine Viertelstunde vom Pfarrhofe steht ein Lärchenwald. In den ging der vortreffliche Seelenhirt gern spazieren. Da nahm er denn ein Buch von einem heiligen Kirchenlehrer mit sich, und las auf- und niedergehend im Walde. Die neuen Schriften sättigten seinen weisen und frommen Geist nicht; sie waren ihm so im Durchschnitte allzu leer am Geiste unsrer göttlichen Religion. Oft kniete er im Walde nieder, und bethete mit ausgespannten Armen lange Zeit für seine Pfarrkinder. Es geschah einigemal, daß dieß aus Zufall von Leuten beobachtet wurde, und die sagten es denn in der Pfarre aus. Da sprachen die Pfarrkinder zu einander: „Wir haben einen heiligmässigen Pfarrer!“

Jetzt war es Sommer. Miche-

lina, die er nie aus den Augen ließ, hatte die Hände voll zu thun. Er wußte, heute habe sie jenseits des Lärchenwaldes auf dem Felde eine Arbeit, und werde den Dienstboten ungefähr um zwölf Uhr das Mittagsessen für die Leute auf dem Felde abholen, und werde durch den Wald gehen. Ihm war jetzt wohl nicht um seinen Mittagstisch, weil er nach einer bessern Speise hungerte. Und er ging um eilf Uhr in den Lärchenwald, der ihm an diesem Tage theurer war als je. Er ging im Wald gerade dort auf und nieder, wo er wußte, daß sie ihm begegnen müßte. So auf und nieder wandelnd bethete er zu Gott und sprach: „Himmlischer Vater, ich bitte Dich durch den Tod Deines Sohnes, gieb es mir, daß ich in die Seele, die ich hier erwarte, wieder das Leben ihres ersten Eifers für Dich bringen möge. Oder vielmehr thu es Du

Selbst in dieser Stunde; das kann ich nicht: so etwas ist nur Dein Werk." Dann nahm er sein Buch unter dem Arme hervor und las. Es war eine Schrift des heiligen Augustin, in welcher der Kirchenlehrer von der Kraft der übernatürlichen Gnade gar viel Wahres und Schönes sagt. Dann bethete der Pfarrer wieder für die Seele, und sagte in seiner kindlichen Sprache zum Herrn: „Mein Gott! Du weißt es, daß ich bei meinem Hirtenamte sonst keine Freude habe, als wenn ich Deine Schäflein gut erhalten kann, oder wenn ich mit Deiner Gnade ein verirrtes wieder auf gute Weide bringe. Michelina ist vielleicht noch nicht so sehr verirret, wie es scheint. Oft thut mehr der Leichtsinn als die Bosheit des Herzens. Und sey es, wie es wolle, gieb sie mir wieder, damit ich sie Dir einst am großen Tage vorstellen kann als dein gutes Schäf-

lein.“ So bethete er, und eine Thräne zitterte im blauen Auge des ehrwürdigen Mannes.

Endlich kam Michelina. Wie sie ihn erblickte, erschrack sie ein wenig. Aber die alte Kindlichkeit regte sich in ihrer Seele, und es freute sie nebenher doch, so dem Pfarrer in die Hände zu gehen. Er las indessen, indem er ihr entgegen ging, und bethete in seinem Herzen. Nun waren sie sich nahe. Lächelnd schob er das Buch unter den Arm. Wie sie endlich vor dem heiligmässigen Manne stand, und die ganze Miene seiner väterlichen Liebe sah, ergoß sich eine Röthe in ihr Angesicht. Kindlich küßte sie die priesterliche Hand, und der freundliche Gruß des Hirten that ihrer Seele wohl. Mit schon gebleichten Haaren, die ihm auf die Schultern hinabflossen, und mit seiner ganzen Würde, die sich in seinem röthlichweißen Angesichte und

in seiner priesterlichen Haltung und Kleidung ausdrückte, stand er vor ihr wie ein höheres Wesen. Sie sah es seinen frommen Blicken an, daß ihm etwas auf dem Herzen lag; da ward es ihr heiß in der Seele, und sie zitterte fast. Und er sprach: „Meine liebe Michelina, ich habe so eben in diesem Walde für Dich gebethet, und es vergeht kein Tag, an dem ich nicht für Dich bethe. Du weißt es, wie theuer mir Deine Seele ist. Von Deiner Kindheit an hielt ich gar viel auf Dich. Bleib doch recht unschuldig und fromm.‘ So sprach er in dem unnachahmlichen Tone jener Liebe, die aus Gott ist und nur zu Gott führen will: und in seinen Blick trat eine Thräne. Da entstürzte den Augen der Michelina ein Strom von Thränen. Sie konnte nicht reden. Und da der gute Hirte ihr Gefühl schonen wollte, und alsbald „behüte Dich Gott“ sagte, be-

netzte sie seine Hand, die sie wieder küß-te, mit heissen Zähren. Es glühte ihr das Herz vor Reue: und es war ihr, als wäre Gott Vater ihr begegnet, und hätte ihr gesaget, sie solle wieder seyn, wie sie gewesen war.

Und so ward sie von dieser Stunde an wieder und noch besser. Sie selbst erzählte hinnach den Leuten, wie der Pfar-rer im Lärchenwalde auf sie gewartet ha-be, und wie da ihre ganze Seele bewegt worden sey.

Der Stein.

(Eine Abenderzählung.)

Was ich hier einen frommen Hausvater erzählen lasse, ist ganz geschichtlich und ohne alle Dichtung vorgetragen. Man kann es nachlesen in der Kirchengeschichte des Berault-Berkastel, im eilften Buche des vierten Bandes.

Theobald war Eigenthümer eines großen Meierhofes, der nur einige Schritte vom schönen Pfarrdorfe entfernt lag. Er war der reichste Mann in der ganzen Gemeinde, und die Leute sagten selbst, er sey auch der rechtschaffenste. Er und sein Weib thaten allen Leuten Gutes, wo und wie sie nur konnten. Er unterstützte Hausväter, welche hart thaten, durch Darleihung bedeutender Geldsummen, ohne einen Zins zu verlangen, und ließ den Leuten mit der Zurückbezahlung lange Zeit, bis sie sich recht gut erholten. So gründete er das

Fortkommen und das Vermögen mancher Familie. Sein Weib fragte allen armen Kranken im ganzen Dorfe nach und unterstützte sie alle. So that sie auch den Kindern dürftiger Eltern. Solche Liebe übte sie aber in aller Stille aus und schonte das Gefühl der Dürftigen. Sie glich einer Henne, welche die Küchlein unter ihre Flügel aufnimmt, ohne sie nur im mindesten zu kränken, so daß sie lauter Flaum empfinden.

Der gute Theobald hatte aber auch Gottes Segen. Seine Kinder blühten so liebenswürdig heran, daß einem recht die Wahl wehe that, welches das nettere sey. Sie arteten ganz dem Vater und der Mutter nach. Er wurde auch immer reicher. Darum hielt er viele Dienstboten; aber er nahm nur rechtschaffene, sittsame und fromme in Dienst. Keines durfte ein unanständiges Wort reden. Sie waren auch so gern bei

ihm, als wären sie seine Kinder gewe-
sen. Und er liebte sie so, daß man hätte
meinen mögen, er sey Vater von allen.

Aber eine von den jungen Dienst-
mägden, mit Namen Eva, war eine
Heuchlerin; wohl gern blieb sie in einem
Hause, wo sie es so gut hatte, aber sie
wußte den Theobald und sein Weib zu
betrügen. Sie unterhielt seit ein Paar
Monaten eine sündhafte Bekanntschaft,
von der sie beide nichts merkten.

Jetzt war aber die österliche Zeit
nahe. Morgen war Sonntag, und heute
Abends hatte Theobald seine Dienstbo-
ten, welche selbst wollten, alle zur heili-
gen Beichte gehen lassen. Ueberhaupt
mahnte er sie auch sonst manchmal, daß
sie fleißig oft die heiligen Sakramente
empfangen möchten, und ging wohl selbst
mit dem guten Beispiele voran. Es
verging schon gar kein Monat, in dem
er nicht zur heiligen Beichte und Kom-

munion gegangen wäre, und er that es wohl noch öfter. Heute ging auch Eva zur Beichte, und kam gar lustig nach Haus. Nach dem Nachtessen, mit dem man wartete, bis alle aus der Kirche heimgekommen waren, erzählte er seinen Dienstboten, sobald sie alle Zeit hatten zum Zuhören, dieß und jenes zur Erbauung. So that er alle Feierabende. Er wußte immer gar viel Schönes zu erzählen, denn er las gerne erbauliche Geschichten und konnte Alles so niedlich erzählen, daß es eine Lust war, ihm zuzuhorchen. Sein Weib sagte öfters lächelnd zu ihm: „Ja, man merkt's, daß Du vor Zeiten sieben Schulen studiert hast.“ Wirklich hatte er einstens im Studieren einen schönen Fortgang gemacht, und hatte Lust gehabt, ein Rechtsgelehrter zu werden: aber sein Vater, der jetzt schon in der Ewigkeit war, hatte ihm das Ding ausgeredet, indem er

immer sagte, ein rechtschaffener Beamte habe jetzt nichts Gutes auf der Welt, und als Bauer komme er sicherer in den Himmel, und zudem gebe es bald viel zu viel solche Herren.

Heute erzählte in der warmen Stube, indessen draussen ein schneidender Märzwind stürmte, Theobald folgende Geschichte:

„Im Anfange des fünften Jahrhundertes nach der Geburt unsers Heiles war zu Konstantinopel ein gar heiliger Bischof, unser Herr Pfarrer nennt ihn oft in seinen Predigten. Oft führt er uns ganze Säße von ihm an, und sagt dann, das habe der heilige Johannes Chrysostomus gepredigt oder geschrieben. Das war ein eifriger Mann Gottes. Der mahnte sein christliches Volk an, daß sie, ungeachtet ihrer Arbeiten, alle Tage in die Kirche gehen möchten, wenn es anders möglich wäre. Und so mah-

net es auch unser Herr Pfarrer; darum lasse ich euch alle Tage die heilige Messe anhören, wenn es ein wenig seyn kann. Er predigte alle Wochen dreimal, bisweilen siebenmal, und die Leute hörten ihn so gern, daß sie nie genug bekamen. Mir kommt unser frommer Pfarrer oft wie der heilige Chrysostomus vor; ich glaube er würde uns auch gern alle Tage predigen. Drum läßt er doch gar nie die Predigt aus. Und er predigt so eifrig und so schön: thun wir doch fein fleißig, wie er's uns sagt! Die Leute folgten dem heiligen Chrysostomus auch mit allem Eifer. Die ganze Stadt wurde fromm und es schien Alles neu zu werden. Sogar Heiden und Ketzer gingen in seine Predigten, viele freilich nur aus Vorwitz, aber Gott rührte auch solchen das Herz, und täglich sah man merkwürdige Bekehrungen."

„Unter andern bekehrte sich auch ein

gewisser Ketzer, und schwor seiner Ketzerei ab. Sein Weib steckte aber noch in der nämlichen Ketzerei: er wollte sie nun auch zum allein seligmachenden christkatholischen Glauben bringen, und redete ihr wohl recht an's Herz. Sie versprach ihm, sie wolle in seine Fußstapfen treten, und that äusserlich so. Aber ihr Herz war falsch. Sie ging nach seinem Wunsche in die Kirche, und wird vermuthlich auch eine falsche Beichte abgelegt haben, und ging dann zum Tische des Herrn. Man reichte ihr den allerheiligsten Leib Jesu Christi. Da aber bückte sie sich recht tief, als wenn sie gar andächtig bethen wollte, nahm die heilige Hostie, verbarg sie, und nahm anstatt derselben ein gewöhnliches Brod in den Mund, das ihr ein vertrautes Mädchen, welches sie bei sich hatte, verstohlener Weise gab. Aber sieh doch, wie sie mit diesem natürlichen Brode zum Munde

fuhr, verwandelte es in etwas anderes der allmächtige Gott, der auch die verstohlenen Handlungen und sogar die Gedanken sieht. Da sie das Brod essen wollte, fühlte sie, daß sie anstatt des Brodes einen Stein unter den Zähnen habe. Gott ist aber nicht minder barmherzig, als allmächtig und gerecht: während der harte Stein in ihrem Munde lag, erweichte Er durch seine übernatürliche Gnade ihr Herz. Voll des heilsamen Schreckens ob solchem Wunder und voll Schamgefühl vor Gott und voll Reue lief sie an der Stelle zu dem Bischofe, bekannte ihr Verbrechen und gab alle Kennzeichen des wahren Glaubens und einer aufrichtigen Bekehrung. Sie wies dem Bischofe den Stein auf, in dem die Merkmale von ihren Zähnen noch eingedruckt waren. Dieser merkwürdige Stein wurde in die Schatzkammer der Kirche zu Konstantinopel hinterlegt."

„Da sehen wir," fuhr Theobald fort, „wie Sünde es ist, wenn man mit den heiligen Sakramenten einen Frevel treibt, und wie schrecklich es ist, wenn man mit falschem Herzen zum Tische des Herrn geht. Wer das thut, der verwandelt sich nicht etwa ein natürliches Brod, sondern Selbst den Leib Jesu Christi, sittlicher Weise, wenn ich so sagen darf, in einen harten Stein, der ihn tief in die Hölle hinabdrücket."

So sprach Theobald, und bei diesen leztern Worten kam ihn eine Art Begeisterung an, und er wußte selbst nicht wie. Nun aber stand er auf, langte den Rosenkranz aus dem Kästlein in der Wand, und alle knieten nieder, und er bethete mit ihnen den Rosenkranz. Also that er alle Tage mit seinen Leuten; und so hatten sein Vater und Großvater gethan.

Der Eva lag nun aber ein harter

Stein im Herzen. Die Erzählung des Theobald hatte auf sie einen starken Eindruck gemacht, denn noch war sie nicht ganz verdorben. Unter dem Rosenkranzbethen entfiel ihrem Auge wohl auch manche Thräne. Sobald der Rosenkranz gebethet war und Alles das Weihwasser genommen hatte, zog sich Eva gar still in ihr Kämmerlein zurück, die Magd, die sonst auch in dem nämlichen Kämmerlein schlief, war heute eben nicht zu Hause, weil sie ihren kranken Vater im nächsten Dörflein besucht hatte. Eva kniete vor dem Krucifixe, das an der schwarzbraunen hölzernen Wand hing, nieder und brach in fromme Seufzer aus: „Ach, mein Jesus," sagte sie, „ich bin noch ärger, als das ketzerische Weib gewesen ist. Heute habe ich in meiner Beichte Todsünden verschwiegen, und habe im Sinn gehabt, morgen doch zur Kommunion zu gehen. Mein Gott,

wie weit kann doch die sinnliche sündhafte Liebe verleiten! Und hat mich meine Mutter noch auf ihrem Todbette so gewarnet! Was habe ich jetzt von meiner sinnlichen sündhaften Bekanntschaft? Nichts als einen schweren Stein im Gewissen! Und wie viel schwerer würde er erst werden, wenn ich in dem Zustande morgen auch noch zur heiligen Kommunion ginge! Nein, mein Heiland, das thue ich nicht. Hast Du dem ketzerischen Weibe das Herz zur bußfertigen Reue erweicht, so hast Du diese Gnade in dieser Stunde auch an mir gethan. Morgen gehe ich beichten, und will dem Beichtvater Alles aufrichtig bekennen: dann nimmst Du mir durch die sakramentalische Lossprechung den schweren Stein vom Herzen. Mein Gott, ich will die ganze Bekanntschaft völlig meiden, alle Gelegenheit fliehen, und den Stein nicht wieder auf mein Gewissen laden.

So seufzte sie und bethete noch lange. Den nächsten Tag hielt sie wirklich Wort. Und weil der Beichtvater eine so ernstliche Reue sah, ließ er sie auch zur heiligen Kommunion gehen: und da verkostete sie, wie freundlich der Herr denen ist, die Ihn aufrichtig lieben. Sie hielt auch sonst Wort. Sie änderte sich so sehr, daß alle im Hause sich an ihr erbauten. Nie mehr wollte sie den Stein vergessen. Und damit er ihr ja nimmer aus dem Sinne käme, trug sie immer einen kleinen Stein bei sich. Wandelte sie zuweilen ein eitler oder sinnlicher Gedanke an, so sagte sie in ihrem Herzen zu sich selbst nur die zwei Worte: „Der Stein!“

Der Traum.

(Eine Abenderzählung.)

Was ich hier einen Greis erzählen lasse, ist so, wie er es erzählt, ganz geschichtlich wahr und ohne alle Dichtung. Man kann es in der Geschichte der Kirche von Berault-Berkastel nachlesen, im vierten Bande, dreizehnten Buche.

In einem anmuthigen Dörflein, das von vier Hügeln umgeben in einer schönen Aue liegt, wohnte jetzt der alte ehrwürdige Benno. Alle Bewohner des Dörfleins liebten ihn. Die Kindlein alle waren so gern bei ihm, als wäre er der Großvater von allen. Es war ihm selbst wohl auch nie so freudig im Herzen, als wann er bei Kindern sich befand, und ihnen von unserm himmlischen Vater und von seinem ewigen Sohne Jesus Christus erzählen konnte. Auch die Jünglinge im Dörflein wußten sich keine bessere Unterhaltung, als bei

Benno. Er erzählte ihnen dann vom Reiche Gottes herrliche Dinge, und mengte in seine frommen Erzählungen auch allerlei Geschichtchen ein von den Begebenheiten seiner Zeiten, besonders von solchen, die er als Offizier einst in langem Kriege sich genug hatte sehen und hören können. Da ward den Jünglingen oft recht sonderbar im Herzen, und sie dankten Gott, daß Er sie in einem so stillen Dörflein leben lasse, wo ihnen vier Hügel gleichsam die Schutzmauern gegen die ganze Welt waren. Oftmals aber wurde es ihnen doch zu enge im Dörflein, und sie wünschten mit erglühendem Herzen alle die großen Städte und die großen Werke der Menschenhände, von denen ihnen Benno erzählte, und die großen Flüsse und das unermeßliche Weltmeer zu sehen. Und wenn dann Benno diesen Wunsch wahrnahm, so sagte er lächelnd: „O meine Lieben,

Alles, was ich gesehen habe, und was man sehen kann, ist nicht so schön, als die Blumen, welche unsre Wiesen bekleiden, und an unsern vier Hügelchen hinauf prangen. Und die schönsten Paläste sind nicht so lieblich anzusehen, wie die Bäume in unsern Aengern, wann sie in ihrer Blüthe dastehen so voll, als hätte der Himmel reichliche Schneeflocken auf sie herabgeschüttet, oder wann sie mit ihren süßen Früchten schöner prangen als ein Weihnachtsbaum mit allerlei künstlichen Früchten. Und nichts in der ganzen Welt, und selbst das große Meer nicht, erweitert einem bei dem Anblicke das Herz so, wie der klare blaue Himmel, den wir auch in unserm Dörflein sehen können. Und Alles dies ist noch lange nicht so schön und so vornehm, wie die Unschuld und Tugend, welche da im stillen Dörflein tausend

Gefahren nicht kennen, die sie in der weiten Welt erfahren.“

„Allein, auch in das stille Dörflein drang ungeachtet der vier Hügel doch der rauhe kalte Wind von den falschen Grundsätzen, die in der großen Welt so viel verderben. So reiste neulich ein Spötter durch's Dörflein, und er führte in einem Hause, wo er sich eine Labung reichen ließ, sehr böse Reden wider die heilige Religion. Aus Zufall, da eben Sonntag war, befanden sich mehrere Jünglinge im Hause, und hörten diese Reden. Wohl blieben sie ihm die Antworten nicht schuldig und sagten ihm manches Treffende, das sie aus Benno's Mund gehört hatten. Sie machten ihre Sache so gut, daß der freche Spötter den Muth verlor, und seine Wege weiterging. Als am Abende die Jünglinge des Dörfleins wieder bei Benno zusammen kamen, wurde ihm

der Sieg erzählt. Und der Greis hatte Vergnügen daran, und sprach: „Wenn die Leute, welche so gern über unsre Religion spotten und höhnen, gute Bücher gelesen hätten, sie würden anders denken und reden, wenn anders ihr Herz noch unverdorben wäre. Ich kann Gott nie genug danken, daß ich durch meinen rechtschaffenen, frommen General, der unter seinen Offizieren viel Religion zu verbreiten suchte, Anlaß und Gelegenheit fand, recht gute Bücher zu lesen. Besonders gern las ich in Büchern von der Geschichte der Kirche. Da fand ich mir Vorrath genug zu triftigen Antworten, die ich solchen Spöttern, wie der heutige Reisende einer ist, oft Gelegenheit hatte zu geben. Und jetzt fällt mir gerade eine recht schöne Geschichte ein, die völlig auch in das einschlägt, über was der Fremde heute im Hause des Konrads-Jakob sein Gespött geführt

hat. Ich will euch die Geschichte gleich erzählen, weil sie mir ein anders Mal nicht einfallen möchte.

Da setzten sich die Jünglinge alle, denen die Unschuld aus dem Angesicht lachte, in der freundlichen Stube nieder, in welche die untergehende Sonne herein schien, und mit dem Golde ihrer Strahlen den schneeweißen Haaren des Benno und seinem noch rosenrothen Angesichte eine besondere Anmuth gab, um den Tisch herum, und schwiegen voll der Erwartung. Und er fing an und sprach:

„Was ich euch jetzt erzähle, ist nicht in unserm Welttheile, sondern in Asien geschehen, und zwar im fünften Jahrhunderte nach der Geburt unsers Herrn Jesus Christus.“

Bei diesem Namen neigte er mit frommer Miene sein Haupt, und die Jünglinge thaten alle so.

„Zu Melitene in Armenien, war

eine tugendhafte adeliche Familie, und die glaubte auch von ganzem Herzen an unsern Gott und Heiland. Der Herr und die Frau hatten aber nicht die Freude, daß sie ein Kind hatten, und das war ihnen sehr leid, weil sie so gern eines für Gott erzogen hätten. Sie waren bereits schon betagt. Da betheten sie eines Tages in der Kirche des heiligen Märtyrers Polyeuktus recht andächtig; sie betheten nimmer um ein Kind, sondern um die große Gnade, daß sie selbst als Kinder Gottes im Guten verharren möchten. Wie sie so betheten, hörten sie beide eine himmlische Stimme, welche zu ihnen zweimal das griechische Wort: „Euthymeite!“ sprach. Dieß Wort bedeutet aber so viel als: „Seyd gutes Muthes;“ oder: „Freuet euch.“ Die himmlische Stimme versicherte ihnen, sie werden ein Kind bekommen; und sie befahl,

sie sollen das Kind Euthymius heissen, weil die Kirche Jesu ob der Geburt des Kindes wieder Muth fassen und sich freuen werde. Und wirklich erhielten sie ein Kind, und das Kind wurde Euthymius genannt. Vater und Mutter opferten es dem Herrn, unserm Gott, und erzogen es in der That so, daß es vielmehr dem himmlischen Vater als ihnen angehören sollte. Das Knäblein wurde überaus fromm. Das Bethen war seine Seligkeit; und es wurde mit jedem Tage Gott und guten Menschen theurer. Seine schönsten Freudentage waren ihm jene, an denen er das Glück hatte, Jesum in dem allerheiligsten Altarssakramente zu genießen. Dieß Sakrament war seiner Unschuld und Frömmigkeit das, was der Himmelsthau und der Sonnenschein den Lilien und den Rosen sind. Auf den blühenden Euthymius warf besonders der

heilige Otreus, der Bischof zu Melitene, sein Auge; weil er ihn schätzte, wie einst der Hohepriester den Samuel, der ein Liebling Gottes war. Der Bischof ertheilte ihm nach und nach die geistlichen Weihen, und endlich weihte er ihn gar zum Priester. Fromme Seelen finden aber in Gott eine überaus süße Freude; und wie die Bienchen sich aus Liebe zum Honig in die Blume vertiefen und die ganze Welt um sich her vergessen, so vertiefen sich fromme Seelen in Gott, und die ganze Welt hat für sie keine Reize mehr. Und so kommt es, daß solchen Seelen die Einsamkeit so werth ist, als uns das stille schöne Thälchen hier. Das bemerkte der heilige Bischof an Euthymius, der sich seines Gottes von ganzem Herzen freute und in Gott immer gutes Muthes war, und wohl auch darum mit Recht Euthymius hieß. Deßwegen vertraute

er ihm die Aufsicht über alle Klöster seines Sprengels an. Allein selbst dieses fromme Geschäft schien dem jungen Heiligen noch allzu zerstreuend zu seyn, und er wollte ganz einsam leben. Darum entfernte er sich von aller menschlichen Wohnung: er zog von Wüste zu Wüste, und eine war für sinnliche Menschen schrecklicher als die andere: aber je schrecklicher eine war, desto schöner und einladender schien sie ihm zu seyn, weil sein Geist an der Schönheit Gottes das ganze Vergnügen hatte. Es freute ihn auch, in allem seine Sinnlichkeit abzutödten. Die Heiligen ließen sich alle um den Himmel viel kosten. Und dazu habet ihr, meine lieben jungen Freunde, bei eurer harten Arbeit auch Gelegenheit genug. Am beßten gefiel endlich dem Euthymius eine ganz sonderbare Höhle. Ihre Oeffnung stieß an den steilen und hohen Rand eines Stromes; nur mit

harter Mühe konnte man hinaufklettern. Nachher entstand durch ihn ein Kloster am Fuße des Berges; aber der Heilige überließ die Aufsicht über dieses Kloster seinem Freunde Theoktistus, und blieb immer in seiner Höhle. So lebte er bis in sein sechs und neunzigstes Jahr. Obschon er so einsam lebte, nützte er der Kirche Jesu dennoch erstaunlich viel. Der Ruf seiner Tugenden ermunterte eine große Anzahl, Gott von ganzem Herzen zu lieben. Auch trug sein weiser und reiner Eifer sehr viel bei, daß Irrlehrer, welche aufstanden, ihre schlechten Grundsätze nicht so leicht verbreiten konnten: denn Euthymius hatte wegen seiner Heiligkeit großes Ansehen weit und breit, und Unzählige sahen auf ihn; er aber sagte immer, man solle sich an die Lehren und Entscheidungen der rechtmässigen Bischöfe halten. Es hatte also die Kirche wirklich Ursache, sich über Euthy-

mius zu freuen, und Gott zu danken, daß Er ihn hatte lassen geboren werden.“

Wie Benno dieß Wort redete, stürzte Konrads-Jakob fast ausser Athem in die Stube herein. Er hatte die Neuigkeit, der junge fremde Mensch, der heute am Vormittage nach dem Gottesdienste bei ihm in dem Hause gewesen, sey in dem nächsten Dorfe von einem jungen Metzger, mit dem er in hitzigen Streit gerathen, tödtlich gestochen worden, und habe sogleich den Geist aufgegeben, ohne mehr die heiligen Sterbesakramente zu empfangen. Darüber erschracken alle sehr. Benno aber sprach: „Spötter über die Religion sind schon natürlicher Weise großen Gefahren ausgesetzt. Ihr Gemüth ist frech gegen die Menschen, weil es sich selbst gegen Gott erfrecht; und so gerathen sie leichtlich in allerlei Unfälle.“

Konrads-Jakob eilte aber wieder fort, weil er zu Hause seyn mußte: er war nur gekommen, weil er keine Ruhe hatte, bis er's den Jünglingen erzählen konnte, was dem Elenden begegnet war. Wie Konrads-Jakob weggegangen war, fuhr Benno nach einer Weile in seiner Erzählung fort und sprach:

„Nun in den Tagen des heiligen Euthymius geschah es, daß die Christen in Persien sehr verfolget wurden. Dazu gab ein Christ, der mehr Eifer als Klugheit gehabt hat, die Veranlassung. Dieser Christ, mit Namen Abdas, zerstörte einen Tempel, den die Heiden zur Anbethung des Feuers gewidmet hatten. Die Götzendiener beklagten sich darüber bei dem Könige Jodegerdes. Der befahl nun dem Abdas, den Tempel auf seine Unkosten wieder herzustellen. Da gingen dem Abdas die Augen auf, daß er erkannte, er habe mit der

Zerstörung des Tempels der Kirche Jesu nichts genützt, wohl aber sie vielen Gefahren ausgesetzt: und das bereute er nun, blieb aber standhaft, und baute den Tempel nicht auf, weil es den Anschein gehabt hätte, er huldige den falschen Göttern. Und das war edelmüthig: so müssen wir uns hüten, daß wir uns durch einen geschehenen Fehltritt nicht zu einem andern verleiten lassen. Der König ließ den Abdas tödten, der an Jesus nicht ungetreu werden wollte. Und aus Rache ließ er die Tempel der Christen zerstören. So begann eine entsetzliche Verfolgung, und die dauerte durch dreißig Jahre. Unmöglich wäre es mir, alle Grausamkeiten zu beschreiben, die man damals an den Christen verübte. Den Einen schund man die Hände, Andern das Angesicht von der Stirn bis an das Kinn; wieder Andern schund man den ganzen Rücken.

Man stach Christen spitzige Rohre unter die Nägel; man band sie an Händen und Füssen, und stürzte sie in große Gruben, in die man zu gleicher Zeit eine ungeheure Menge großer Ratten hineinwarf: von diesen wurden sie dann lebendig aufgenagt. Man stümmelte Christen die Glieder nach einander weg; man ließ ihnen nichts übrig, als den Kopf und den Leib. Die Anzahl der Märtyrer kann gar nicht berechnet werden."

Bei dieser Erzählung schauderte den gefühlvollen Jünglingen. „O mein Gott; — sagte Philipps-Anton, wie leicht haben wir es im Dörflein gegen jene alten Christen in Persien! Nein, nie will ich sagen, oder auch nur denken, daß ich es hart habe. Eingezogen und sittsam leben und brav arbeiten und bisweilen eine Kleinigkeit leiden, und nebenher unschuldig fröhlich seyn, und das Alles Gott

zu Liebe thun, ist doch tausendmal leichter, als solche Qualen und Martern."

Aber Benno fuhr in seiner Erzählung fort, und sprach:

„Ich habe euch schon öfters erzählet, wie es Gott gefüget habe, daß die Verfolgungen der Christen zur Ehre Jesu dienen mußten. Nun höret aber weiter. Erst jetzt kommt es recht schön. In jenen Zeiten gab es ein Volk, das man Sarazenen hieß; sie waren meistens dem Könige von Persien unterthänig, und wohnten an den Gränzen des Königreiches gegen Ländereien des römischen Kaiserthumes. Der persische König befahl den Sarazenen, sie sollten die Wege bewachen, und die Christen hindern, sich auf den römischen Boden zu flüchten. Aber da wurde Aspebetus, der Einer der vornehmsten Sarazenen war, von Mitleid gerührt gegen die Christen. Obschon er nicht an Christus glaubte, muß-

te er doch ihre Tugenden bewundern. Der vornehme Mann hielt keinen einzigen Christen an, und erleichterte jedem die Flucht, so viel er nur konnte. Das kam aber durch Götzendiener dem Könige zu Ohren, und nun war Aspebetus selbst in großer Gefahr; sobald er das inne ward, ging er mit seinem Sohne Terebon und mit seiner ganzen Familie zu den Römern über."

„Terebon war von seiner Kindheit auf an dem halben Leibe lahm. Er hatte aber Gelegenheit, die Christen in seiner Nähe zu haben. Ihre schönen Grundsätze machten auf ihn einen großen Eindruck. Vergeblich hatte man bisher die Arzneikunst und Zaubermittel angewendet, ihn gesund zu machen: und nun endlich machte er darüber ernsthafte Betrachtungen, zu denen ihm der Umgang mit Christen Veranlassung gab. Immer mehr schien ihm, der Gott der

Christen müsse der wahre und der einzi-
ge Gott seyn. Was er von den Wun-
dern hörte, die den Namen Jesu ver-
herrlichten, machte ihm dieß immer ge-
wisser. Eines Tages, als er von seinen
Gedanken an Christus ganz voll war,
und ihm das Herz immer mehr von Ver-
langen glühte, die Wahrheit ganz zu er-
kennen, rief er mit Inbrunst auf: „Gro-
ßer Gott, höchstes Wesen, der Du Him-
mel und Erde aus Nichts gemacht und
den Christen Deine Herrlichkeit geoffen-
baret hast, zeige auch mir Deine Macht,
welche wohlthätig ist, und gieb mir die
Gesundheit. Auf der Stelle entsage ich
jeder andern Religion, und bekenne mich
zur Religion der Christen.“ So bethete
Terebon. Und wie er so gebethet hat-
te, schlief er ein. Da nun sah er im
Schlafe einen Einsiedler. Die Züge
desselben prägten sich tief in sein Ge-
müth. Der Einsiedler hatte ein rundes

Gesicht, ein Auge voll frommer Lebhaftigkeit, das so freundlich blickte, wie nur der blicken kann, der in Allem stets auf Gott hinblickt. Er hatte eine sanfte leutselige Miene, war von mittelmässiger Leibesgröße, und flößte darum Ehrfurcht ein und lud zur Traulichkeit. Ein besonders ehrwürdiges Ansehen gab ihm der Bart, der ihm bis an den Gürtel hinabfloß. Freundlich sprach er zu Terebon: „Besuche mich an dem Orte meines gewöhnlichen Aufenthaltes; ich werde Dich dann heilen. Ich bin Euthymius, und wohne in der östlichen Wüste, zehn Meilen von Jerusalem."

„Wie ein Blümchen, auf dem ein schwerer Schnee noch im Frühlinge lastete, freudig sich hebt, wann er endlich verschwindet, und wie es sich ganz öffnet, um die belebende Lüfte des Himmels zu athmen, so war es jetzt in der schönen Seele Terebons. Sein Vater

Aspebetus war nicht minder entzückt, als der Sohn ihm das Traumgesicht erzählte. Und auch in seinem Herzen rührte sich mächtig das Gefühl jener übernatürlichen Gnade, durch die uns der himmlische Vater zu seinem ewigen Sohne anzieht. Er wollte den Sohn selbst zu dem heiligen Euthymius führen. Das Traumgesicht und das Vorhaben der Reise wurden kund unter den Arabern. Da eilten diese in großer Menge herbei, um den Aspebetus und seinen Sohn mit seinem Gefolge zu begleiten auf der Reise zum heiligen Diener Jesu Christi. Dazu trieb sie die Erwartung des Wunders an. Sie zogen in großer Anzahl hin, daß die Klostergeistlichen, die am Fuße des Berges wohnten, Anfangs erschracken, weil sie meinten, es sey eine Horde Räuber. Aber Aspebetus flößte ihnen bald Zutrauen ein. Er ließ sich bei dem Heiligen melden, und entdeckte

ihm das Traumgesicht seines Sohnes und seine Hoffnung und die Erwartung aller Derer, die mit gekommen waren. Euthymius sah hier die wunderbare Fügung Gottes, und stieg herab von seiner Höhle. Aller Augen staunten. Terebon ward vor Freude völlig entzücket, als er den Heiligen sah. „Wahrlich, er ist es," sagte er bei sich selbst: „so himmlisch sah der Mann im Traumgesichte aus, so edel blickte die Tugend aus seinem milden Auge, so ruhten Unschuld und Frömmigkeit in seinem Angesichte. Was ist es Göttliches um den Anblick eines Heiligen!"

„Die Angekommnen schauten mit unverrückten Augen auf den Diener Gottes. Er selbst schien ihnen schon ein Wunder zu seyn. Euthymius stand vor ihnen wie ein Wesen aus einer höhern Welt, und Worte der Liebe und der Weisheit flossen von seinen Lippen. Und

er heilte den Terebon an der Stelle durch das Zeichen des heiligen Kreuzes."

„Da warfen sich die Sarazenen voll Verwunderung auf die Erde. Aus dem Munde eines jeden ertönte der Name unsers Gottes und Herrn Jesus Christus; alle priesen seine Allmacht. Es war ein unbeschreibliches Schauspiel. Terebon zerfloß fast vor Wonne; die nie empfundne lebhafte Freude an der vollen kräftigen Gesundheit, die er jetzt auf einmal verspürte, war aber in ihm nicht so groß, wie die Freude des übernatürlichen Heiles, die sich durch seine ganze Seele goß. Er und sein Vater und alle, die mit ihnen gekommen waren, riefen laut, man möchte sie doch taufen. Der Heilige, an dessen Angesichte sich kein Auge der Fremden sättigen konnte, sprach ihnen freundlich zu, daß sie sich zuvor besser von ihm in den Wahrheiten des Christenthums sollten unterrichten lassen.

Und sie waren so begierig darnach, wie je ein Hungriger nach Speise.

„Euthymius machte in einer Ecke seiner Höhle eine Art Taufbrunnen. Dann gab er den Fremden Unterricht in den Wahrheiten des Glaubens, die ein Christ am nothwendigsten wissen muß. Bei diesem Unterrichte war ihnen in der furchtbar wilden Wüste, als wären sie in den schönsten Gärten und Auen. Und nun kam der Tag, an dem ihnen das Glück zu Theil wurde, die heilige Taufe zu empfangen. Euthymius taufte zuerst den Aspebetus, dem er den Namen Petrus gab; dann ertheilte er die Taufe dem Maris, welcher ein Bruder der Gemahlin des Aspebetus war. Diese zwei Männer waren wegen ihrer Weisheit und Macht die Vornehmsten ihres Landes. Hernach taufte er den Terebon und die übrige Volksmenge. Sie fühlten es Alle, sie seyen nun Kin-

der Gottes, und sie dürfen Ihn Vater nennen. Der Heilige hielt sie aber noch vierzig Tage bei sich zurück, um sie vollständiger zu unterrichten und in der Lehre unsers allein seligmachenden Glaubens noch mehr zu befestigen. Und jedes Wort aus dem Munde Gottes, das ihnen sein Diener vortrug, war ihnen süßer, als jenes Manna, das Gott der Herr durch vierzig Jahre in die Wüste seinem Volke herabgesandt hat vom Himmel."

„Recht ungern verließen sie endlich den Ort, wo sie ihr Heil gefunden haben. Allen war recht sonderbar im Herzen, als sie vom Heiligen schieden. Vorzüglich war dem Terebon das Herz so voll, als müßte er sich von seinem Vater trennen. Wohl jeder sagte bei sich selbst: „Euthymius ist mein Vater in Christus. Hier in dieser Wüste ist mein geistlicher Geburtsort. Nicht so groß

ist der Strom, der unten an der Höhle des heiligen Mannes vorbeieilet, wie der Strom der himmlischen Gnaden ist, der in der heiligen Taufe in meine Seele sich ergoß. Diesen Ort vergesse ich die Tage meines Lebens nimmer.“ So dachte wohl jeder, und eine Thräne des kindlichsten Dankes gegen Gott glänzte in dem Auge eines Jeden. Und alle sahen beim Wegreisen oft wieder zurück nach der Höhle des Heiligen, bis sie dieselbe nimmer sehen konnten.“

„Aber Maris, der Schwager des Aspebetus, zog mit ihnen nicht heim in ihr Land. Er konnte sich vom Heiligen nicht trennen, und ihm eckelte an allem Irdischen. Nur Christus Jesus war jetzt alle seine Freude. So mächtig wirket die übernatürliche Gnade in kurzer Zeit in einer Seele, die sich Gott ohne allen Vorbehalt hingiebt. Er blieb im Kloster des Euthymius, und widmete sein

ganzes Vermögen zur neuen Erbauung und Erweiterung desselben. Er wurde wohl selbst ein Klostergeistlicher, und hatte unter den eifrigsten Dienern Gottes einen großen Namen."

„Nach dem Wunder, das Gott durch Euthymius an Terebon gewirket hat, ließen sich die Kranken in großer Anzahl von der Nähe und Ferne zum Heiligen bringen, und unzählige Wunder machten in kurzer Zeit seinen Namen ehrwürdig. Und die Kirche Jesu freute sich, daß ihr Heiland sie so verherrlichte."

Hier endete Benno seine Abenderzählung. Die Jünglinge dankten ihm mit großer Rührung, und kehrten still und sittsam zurück, ein jeder in das Haus seiner Eltern oder seines Hausvaters. Jedem glühte aber das Herz, da er in stiller Anbethung die Größe unsers Heilandes bewunderte.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Waibel, Aloys Adalbert,

Erzählungen für Kinder und Kinderfreunde

Bd.: 2

Landshut (1835)

Paed.pr. 3939-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761446-1